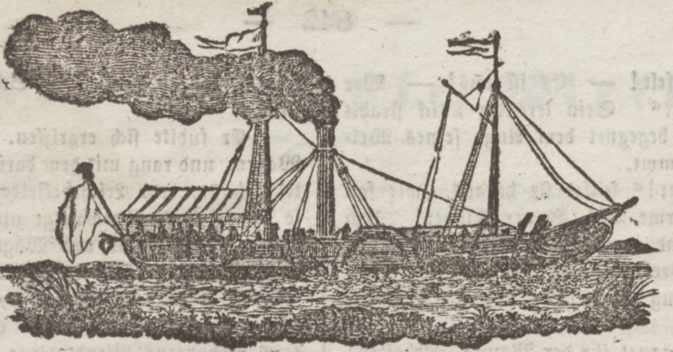
№ 137.

Donnerstag,
am 16. November
1837.



Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie,
Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Erste Liebe.
(Schluß.)

Drittes Bild.

Kalt pfiff der Wind durch die Straßen, in Strömen ergoß sich der Regen und dunkel schon breitete sich die Nacht über die wild erregte Natur. Kein lebendes Wesen war auf der Straße zu erblicken; es schien der Welt Ende.

Den grellsten Kontrast gegen dieses fürchterliche Chaos bildete das Treiben im Hause des Banquier L. in der Kurstraße der Residenz B., das Haus, dessen Fronte fast die ganze eine Seite der kurzen Straße einnahm, war erleuchtet; Blumenguirlanden schlangen sich um die Fenster und zierten das weitgeöffnete Portal. Der ganze übersehbare Hausflur war von einer Dienerschaft besetzt, deren goldgestickte Kleider das Lampenlicht tausendfarbig brachen und das Auge des Beschauers blendeten. Zuweilen trat einer der Diener auf die Straße, sah rechts und links herunter, als erwartete er Jemanden; und so erschienen auch oft Gesichker an den Fenstern, um die durch das Flammenmeer erleuchtete Straße zu durchmustern. Lange blickten die Ausspäher vergebens. Da endlich ließ sich an dem untern Ende der Straße ein durch das Toben der Elemente rollender Wagen vernehmen, er näherte sich dem Hause und fuhr in rascher Eile vor. Ein junger Mann entsprang ihm. „In einer halben Stunde kommen sie!“ rief er zu dem oben geöffneten Fenster hinauf, und entschwand in wenigen Sätzen auf der Treppe.

Vor dem Thore steht ein kleines Häuschen. Die Wände, die den Besitzer vor dem Unwetter schützen sollten, sind an vielen Stellen zerfallen und gewähren dem Neugierigen die volle Aussicht über das ärmliche Innere.

Auf einem Strohlager liegen zwei kleine Kinder; vor diesen sitzt ein Weib, die Haare wild aufgeflochten, die ärmliche Kleidung nachlässig umgeworfen. Ein Kind, das an ihrer Brust ruht, schlummert sanft. — Kein Laut ist im Zimmer vernehmbar, nur das leise Herabtröpfeln des eindringenden Regens, der Sturm, der durch viele Oeffnungen im Zimmer Eingang findet und die auf dem Tische stehende Lampe fast erlöschet. —

Vor diesem Tische sitzt ein Mann. —

Starre Verzweiflung im Blicke, schaut er in die trübe Flamme, die beim Aufflackern auf seinem Gesichte die grellsten Schattenrisse bildet. Die Augen beleben sich zuweilen, wenn er sie gegen die an der Wand hängenden Pistolen wendet; mit Grausen schließt er sie dann. Die eine Hand dient dem Haupte zur Stütze, mit der andern wühlt er in dem starken Haare, das mit seiner hellgrauen Farbe das schon weitervorgerückte Alter des Mannes anzeigt. Die ärmliche Bekleidung vermag nur zum Theil seine Blöße zu dekken. Ein Kind drängt sich an seine Kniee, doch der herzliche Blick, den es zum Vater hinaufsendet, vermag nicht, diesen zu sanfteren Gefühlen zu stimmen.

„Vater, mich hungert so sehr!“ tönt es aus des Kindes Munde, und des Vaters starker Arm schleudert das Kind weit von sich.

„Himmel und Hölle,“ schreit er aufspringend, „Ihr

habt lange um mich gewürfelt! — Es ist aus! — Wer vermag dem zu widerstehen?“ Sein irrender Blick strahlt von höllischem Feuer. Er begegnet dem Auge seines Weibes, das in Thränen schwimmt.

„Mein Gott, mein Gott!“ seufzt sie hinaus, „wie soll das enden? Mann, erbarme Dich Deiner Kinder! Ich will ja so gern hungern und dursten, erbarme Dich nur Deiner Kinder, die um Brot schreien! Mann! — Gedenke der gütigen Vorsehung! Arbeite und sie wird für Dich sorgen!“

Höhnisch lachend, entgegnet ihr der Mann: „Arbeiten! Wo? Für wen? Was soll, was kann ich arbeiten? Quäle mich nicht mit Deiner täglichen Leier! — Gieb mir das Pulverhorn!“

„Mein Gott, Franz, was hast Du vor?“

„Nichts! — Ich will arbeiten! Freut Euch, Kinder, der Vater bringt Geld und Brot! Bald sollt Ihr nicht mehr hungern. — Hei! der Vater geht an die Arbeit!“

Zitternd giebt ihm die Frau das Pulver; sie fällt ihm um den Hals und wiederholt unter Schluchzen ihre Frage, was er vorhabe. Fest drückt der Mann die Gattin an's Herz, der starre Schmerz ist gebrochen, Thränen entrinnen dem Auge und benetzen heiß die kalte Wange. Er blickt auf die nackten, hungrigen Kinder, nimmt das Pulver und die Pistolen und verläßt die Hütte. — Still weinend bleibt die Arme zurück.

Schnell rannte er durch die öden Straßen, während sich die Kälte immer mehr seiner Glieder bemächtigte und er fast erstarrt ein Thor erreichte. Er schauderte zusammen.

„Dies war das Thor,“ rief er wild, das mein flüchtiger Fuß erblickte, dies das Thor, an dem mich Verzweiflung erfaßte, dies das Thor, das den Verstoßenen empfing, den Verbrecher aufnahm. So sei es das letzte Mal, daß ich es sehe!“

Wild stürmte er über die Brücke fort auf die Landstraße. Ein neues Feuer schien ihn zu durchflammen; er rannte, wie von Furien gepeitscht, immer vorwärts, bis er vor Ermattung endlich stehen blieb. Da erschallte Geräusch, wie von einem heranrollenden Wagen. Dieser nahete. — Der Arme kämpfte einen schweren Kampf; wild fuhr seine Hand mit dem Pistol durch die erkaltete Luft, bang drückte er sich hinter einen Baum; — da fuhr der Wagen an ihm vorüber. Mit einem Sprunge fiel er den Pferden in die Zügel, den Kutscher tödtete ein Schuß. Die Pferde hielten, und er gelangte zum Wagenschlage, der geöffnet war und aus dem ein in Tüchern gehülltes, weibliches Gesicht ängstlich hinausblickte und nach der Ursache des Schusses fragte. Der Arme näherte sich ihr. — Halb bog er sich in den Wagen, und schien zu erschrecken, als er noch einen Menschen darin erblickte.

„Gebt mir Euer Geld,“ kreischte er, „Ihr, die Ihr dessen so viel habt! Gebt mir Euer Geld!“

„Unverschämter,“ war die Antwort, „fort!“ Er sah einen Blitz und hörte eine Kugel an seinem Ohre vorbeipfeifen.

„Euer Geld,“ brüllte er nochmals wüthend und drückte sein Pistol ab. — Ein Schrei erfolgte; dann war Alles still.

Er fühlte sich ergriffen. — Rasch sprang er in den Wagen, und rang mit dem darin Sitzenden, der, in den Mantel gehüllt, dem Leichtbekleideten schwer widerstehen konnte; so lag er bald überwältigt und gebunden da. Gierig durchwühlte der Mörder den Wagen, traf aber auf nichts, das er gewünscht. Die unbedeutende Summe, die er in den Kleidern des Gefesselten fand, genügte ihm nicht. — Da schritt er zum Aeußersten — er öffnete seine unter den Kleidern verborgene Blendlaterne.

Das Licht brannte und beleuchtete die schaurige Scene.

In eine Wagenecke gelehnt, saß ein schönes Weib, selbst im Tode noch schön. Er erkannte das Weib. Aus den Kleidern quoll ein dicker Blutstrom; die Hand hielt sie krampfhaft gegen die Brust gedrückt. Im Wagen lag der Gefesselte, mit stierem Auge zum Mörder hinaufblickend, der, wie eine Leiche starr, sein Werk betrachtete. Auch den Mann kannte er

Ohne einen Laut, eilte er, leicht wie ein Gespenst, über die dunkele Flur hin, hinter dem Thore, aus dem er geschritten. Er hielt Wort — er betrat es nie wieder.

Tags darauf hörte man die schreckliche Mähr, daß der Schwiegersohn des Banquier L., Emil Rothen, mit seiner Gattin, die einen Besuch bei ihren Eltern machen wollte, räuberisch überfallen worden wäre; die Frau und der Kutscher seien getödtet, dem jungen Manne hätte der Schreck den Verstand geraubt, und er spräche nur von dem Geiste seines Bruders, den er gesehen zu haben wähnte.

Nach wenigen Wochen hatte die Erde das graue Kleid abgestreift, in das sie der mürrisch forteilende Winter gehüllt, und sich in ein neues, grünes Gewand geworfen, schon strahlte die Sonne feuriger und erwärmte die Herzen der Menschen, — da fanden Schiffer, eines Morgens, unter einer Brücke, die Leiche eines Mannes. Die Züge des Gesichtes waren unkenntlich, auch die Kleider schon fast ganz zerfallen; auf seiner Brust fand man ein weißes Tuch, gezeichnet mit den Buchstaben J. L.

Adoxos.

Miscelle.

Der Eremit von Gauting, (Freiherr von Hallberger) bewundert die Naturkraft der arabischen Männer und erzählt von einer schönen, liebenswürdigen Französin, welche, als sie den ersten Araber gesehen, voll Begeisterung ausrief: Ach! wenn die erbärmlichen Gesetze uns bei der Trauung die Unterthänigkeit gegen unsern Mann vorschreiben, dann hätten sie auch sorgen sollen, daß wir solche Männer erhielten. Wie sehr ekeln mich unsre erbärmlichen jungen Windbeutel mit ihrem verdorrten Dasein an. —

Reise um die Welt.

*** Macgregor Laird erzählt in seiner Nigerfahrt die Art, wie die Nigeranwohner die Alligators tödten. In geringer Entfernung von unsern Schiffen sah man eines dieser mächtigen Thiere auf einer Sandbank im Flusse sich in der Sonne wärmen. Zwei Landeseingeborene bemerkten ihn, ruderten plötzlich in einem Kahne auf die eine Seite der Sandbank und krochen vorsichtig zu ihm hin. Sobald sie dem Unthiere nahe genug waren, richtete sich der eine auf, und stieß einen sechs Fuß langen Speer durch den Schweif desselben in den Sand. Nun erfolgte alsbald ein sehr hitziger Kampf: der Mann mit dem Speere hielt diesen so fest in den Sand, als er nur immer konnte, und klammerte sich daran, da er mit der Gewandtheit eines Affen, alle Augenblicke seine Stellung wechseln mußte. Inzwischen rannte sein Gefährte hin und her, und versetzte, so oft es anging, dem Thiere mit seinem langen Messer einen Stoß, und entzog sich dann wieder mit größter Schnelligkeit dem weiten Rachen, während dasselbe sich um das seltsame Pivot, das der andere Neger so glücklich durch seinen Schweif durchgestoßen hatte, herumdrehte. Der Kampf dauerte etwa eine halbe Stunde, und endete mit dem Tode des Alligators, den die Sieger alsbald in Stücke schnitten, nach dem Ufer zurückruderten, und das Fleisch an ihre Landsleute verkauften. Der Erfolg eines solchen Kampfes hängt natürlich von der Kraft und Geschicklichkeit des Mannes ab, der den Schweif des Thieres an den Grund bohrt; seine Wendungen und Sprünge, um seinen Standpunkt zu behaupten, waren äußerst komisch und unterhaltend.

*** Oft begegnen uns in der Geschichte dieselben Namen, aber bei welchen kontrastirenden Personen. Ein Prälat Talleyrand-Perigord schrieb im Jahre 1350 für den Papst Clemens V. Ein Hieronymus Paganini war 1490 zu Venedig Drucker. Ein Johann Strauß schrieb ein zu Görlitz 1581 erschienenes Buch wider den Plunder-, Pauß- und Krauß-Teufel der Weiber. Ein Louis Auber schrieb 1667 ein Buch, worin er dem Könige von Frankreich nicht nur Sachsen Thüringen und Baiern, als Karolingisches Erbschafts-Eigenthum, sondern auch die Huldigung mit dem Fußkusse vindicirte; während sein musikalischer Namensvetter mit Barcarolen an den Thronen rüttelt. Ein Matthias Metternich schrieb 1792 zu Mainz eine donnernde Rede für Freiheit und Gleichheit. Ein Schriftsteller, Namens Raupach, gab 1730 ein Buch heraus, das den Titel führt: Das evangelische Oesterreich.

*** Die Farben der verschiedenen Staaten und Länder sind folgende: Oesterreich, schwarz und gelb; Preussen, schwarz und weiß; Baiern, hellblau und weiß; Würtemberg, schwarz und roth; Sachsen, grün und weiß; Hannover, gelb und weiß; Baden, roth, gelb und weiß; Hessen-Kassel, roth und weiß; Hessen-Darmstadt, weiß und roth; Mecklenburg, roth, blau und gelb; Oldenburg, dunkelblau und roth; Sachsen-Weimar, grün, schwarz und orange, sonst schwarz und gelb; Herzogthümer Sachsen-Altenburg, Coburg-Gotha u. Meiningen, weiß und grün, auch hier und da schwarz und gelb; Braunschweig, dunkelblau, gelb und weiß; Nassau, dunkelblau und orange; Herzoge von Anhalt, weiß und grün; Fürsten von Reuß, gelb und schwarz; Fürsten von Schwarzburg, hellblau und weiß; Hansestädte, weiß und roth; Rußland, schwarz, orange und weiß; Frankreich, blau, roth und weiß; England, schwarz und dunkelroth; Portugal, roth und blau; Spanien und beide Sicilien, roth; Dänemark, roth und weiß; Schweden, blau und gelb; Norwegen, schwarz und gelb; Polen, weiß; Griechenland, weiß und blau; nordamerikanische Freistaaten, schwarz; Haity, roth und dunkelblau; Mexiko, grün, weiß und roth; Columbia, roth, blau und gelb; Peru, roth und weiß; Chili, dunkelblau; Buenos-Ayres, weiß und blau; Brasilien, grün und gelb. —

*** Das französische Volk kennt die Vorbedeutungen für den Tod eines Menschen. Er hört in seinem Ohre fortwährend ein eigenthümliches Geräusch; dies geheimnißvolle Tönen nennt man die Todtenglocke. Er fühlt auf Augenblicke jenen flüchtigen Frost, den wir eine Gänsehaut nennen; dies bezeichnet man mit dem Ausdrucke: der kleine Tod. Endlich krachen zur Nachtzeit Schenktische, Kommoden und andre Möbel. Die gläubige Menge behauptet, daß St. Benedict um das Seelenheil derer, die er liebt, besorgt, auf diese Weise ihren Schlummer oder ihre Einsamkeit störe, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich zum Tode bereiten müssen. Man nennt dies Krachen die Stimme des heiligen Benedicts.

*** In Liverpool findet man ein ordentliches Bettler-Büreau. Für ein Paar Schillinge bekommt Einer, der Lust hat, durch Erregung von Mitleid die Taschen der Mildthätigen in Anspruch zu nehmen, die rührendste, deutlich abgefaßte Schilderung jedes möglichen Unglücks, das ihn zum Gegenstande der Milde und Barmherzigkeit des Publikums machen muß. Will Jemand, als ein herabgekommener Kaufmann erscheinen, so wird ihm eine Darstellung seiner verunglückten Handelsspekulationen, in einer Sprache ausgefertigt, die ein Herz von Stein zu erweichen vermag; will er lieber einen Abgebrannten spielen, so erhält er die Beschreibung einer Feuersbrunst, die jeden andern armen Wicht mit dem peinigendsten Leid erfüllen muß; zieht er einen körperlichen Schaden vor, so kostet es ihn nur eine halbe Krone, um beide Schenkel oder das Genick durch einen Sturz vom Pferde gebrochen zu haben; wünscht er endlich, als ein Fremder aus entfernten Landen aufzutreten, so wird ihm eine Reisebeschreibung in einem so rührenden Style abgefaßt, daß ihm Niemand widerstehen kann. Für eben so billige Preise werden auch allerlei Gehilfen bei der Ausübung des Bettelhandwerks herbeigeschafft, und ein rührendes Weib kostet hier weit weniger, als sonst irgendwo; endlich erhält man nach Belieben zehn kleine Kinder, ohne alles Entgelt.

*** Im verflossenen Frühjahre kam ein junger Amerikaner in der Kirche neben ein Mädchen zu sitzen, das ihn durch Schönheit, besonders aber durch die Züchtigkeit, welche über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, lebhaft anzog. Er schlug seine Bibel auf, hielt sie ihr vor und deutete auf den fünften Vers im ersten Kapitel des zweiten Briefs Johannis, wo es heißt: „Und nun bitte ich dich, Frau (nicht als ein neues Gebot schreibe ich dir, sondern das wir gehabt haben von Anfang), daß wir uns unter einander lieben.“ Das Mädchen las und wurde roth; sie blätterte im alten Testamente und reichte ihm die Bibel zurück, indem sie im ersten Kapitel des Buchs Ruth auf den sechszehnten Vers wies: „Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte, und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will auch ich hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ Acht Tage darauf waren sie Mann und Frau.

*** Die Cultur schreitet immer weiter vor. — Bei Fürst in Nordhausen ist eine Pädagogik der Gänse erschienen, ein Büchlein, welches zehn Silbergroschen kostet, und eine vollständige Anweisung enthält, die Gänse zu erziehen.

*** Bei Nimes im südlichen Frankreich fordert ein Besitzer vieler Weinberge alle Wettlustige auf, die Wette um eine Million Francs einzugehen, daß er eine Stunde lang seine Mühle mit diesjährigem Rebensafte treiben will. — Ginge Jemand die Wette ein, so würde jenem Manne der Wein Wasser auf seine Mühle werden.

*** In der Nacht des 20. Octbr. versuchte ein englischer Kapitän in Hamburg, in der Gesellschaft eines jungen Bären den Eintritt in einen Tanzsaal der Neuesten Neuenstraße. Da Bären daselbst nun einmal keinen freien Eintritt haben, so mußte der Herr Kapitän mit seinem jungen, vierfüßigen Freunde in das Weite ziehen. Sehr weit kam er aber doch nicht, indem er bald sammt dem jungen Herrn von Bären, von einem Polizeidiener arretirt wurde. Wie man vernimmt, hat Petz einen ganz neuen Tanz im genannten Tanz-Salon aufführen wollen.

*** Der jetzt verstorbenen Königin von Holland, einer Schwester unsres Landesvaters, wird von allen Seiten große Wohlthätigkeit gegen die Armen nachgerühmt. Ihre Einnahme bestand jährlich in 150,000 Fl., davon verwendete sie allein 80,000 Fl. zu Unterstützungen an Dürftige.

(Korrespondenz aus Berlin, von H. Smidt. Den 10. Novbr. 1837.)

Die hiesige Haude- und Spenersche Zeitung, deren umsichtiger und gelehrter Redakteur (der Königliche Bibliothekar, Hr. Dr. Spieker) sich selten etwas, nur irgend Interessantes entgehen läßt, bringt seit einiger Zeit unter der Ueberschrift „Berolinensia“ sehr hübsche Artikel, die als Beiträge zur Geschichte unserer Residenz angesehen werden können. In diesen Tagen machte sie aber eine Mittheilung, die das gesammte protestantische Preussen anging, und die hier deßhalb sehr schnell die weitere Verbreitung fand. Ich theile sie den Lesern des Dampfboots im Wesentlichen mit: „Am Tage aller Heiligen, als am 1. November des Jahres 1537, genoß der Curfürst Joachim II. mit seiner Familie zum ersten Male in Spandau das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Seit dieser Zeit also bekennt sich unser Königshaus öffentlich zum evangelischen Glauben, und hat in diesen 300 Jahren immer fest und treu an demselben gehangen, mit Wort und That für denselben gestritten und zu allen Zeiten die seinetwegen Gedrückten und Verfolgten in seinem Lande gastlich aufgenommen. Spandau wurde zu dieser feierlichen und wichtigen Handlung gewählt, weil die Mutter des Curfürsten, schon länger evangelisch, dort ihren Wittwensitz hatte. Am Tage aller Seelen (2. Nov.) desselben Jahres aber bekundete der Magistrat von Berlin dadurch seinen Uebertritt zum evangelischen Glauben, daß er in corpore das Abendmahl unter beiderlei Gestalt in der Nicolai-Kirche nahm. Da wir nicht mit Bestimmtheit wissen, wann die erste evangelische Predigt in Berlin gehalten worden ist, oder wann sich überhaupt die ersten Spuren der Reformation hier zeigten, so können wir auch nur diesen Tag, von dem an wir ganz Berlin als dem evangelischen Glauben zugethan halten müssen, als den Jahrestag unseres Reformationsfestes bezeichnen.“ Diese Anzeige fand, wie ich schon oben andeutete, einen allgemeinen Anklang, und man fragte sich im Laufe des Tages, während die Zeitung von Hand zu Hand ging: Aber das ist doch merkwürdig, daß man davon nicht schon früher etwas gehört hat, und es auch jetzt nur noch zufällig erfährt; soll denn ein so hochwichtiger Tag nicht gefeiert werden, und auf welche Weise? Aber die Frager verstummten bald, als in einer nächstfolgenden Nummer der Magistrat von Spandau die Erklärung einsendete, daß die Angabe der Zeit in dem oben mitgetheilten Aufsatze falsch sei, indem die hochwichtige kirchliche Feier nicht am 1. Novbr. 1537, sondern am 1. Novbr. 1539 stattgefunden habe, und gedachter Aufsatz also nur lediglich aus einem Schreib- oder Druckfehler hervorgegangen sei. In demselben Blatte, das diese „Erklärung“ enthielt, befanden sich zugleich mehre andere Artikel desselben Inhalts, und mit dem nahe bevorstehenden Feste war es demnach noch nichts. Jedenfalls aber läßt sich erwarten, daß es zur angegebenen Zeit in den brandenburgischen und übrigen preussischen protestantischen Landen feierlich begangen werden wird. — — Seitdem des Königs Majestät geruht haben, die Berliner-Potsdamer Eisenbahn-Gesellschaft zu concessioniren und ihr das Expropriations-Gesetz zu ertheilen, schreiten die Arbeiten an der Potsdamer Eisenbahn ungemein rasch vor. Die Sage geht sogar, daß die gedachte Bahn im Laufe des bevorstehenden Frühlings und Sommers vollständig fertig werden und am 3. August, als dem Geburtstage Sr. Maj. feierlichst eröffnet würde. Zwischen Zehlendorf und Stimming liegt die Bahn und wird schon mit Wagen und Pferden befahren, auch nahe bei Berlin denkt man in wenigen Tagen mit einem völlig fertigen Stück Eisenbahn zu Stande zu kommen, das dazu benutzt werden soll, den Sand fortzuschaffen, der sich bei dem Durchstechen der Templower Berglinie vorfinden wird. Wenn die Eisenbahn erst eine solche Thätigkeit darlegt, wird es an einer neugierigen Menge nicht fehlen, die täglich dort hinausströmt, und es werden zugleich Wünsche, Hoffnungen, Einwendungen und Ansichten laut werden, die, wollte man auf alle hören, oder sie gar berücksichtigen, nicht nur das ganze Unternehmen völlig zerstören, sondern auch dem Direktorium den gesunden Verstand kosten müßte. Ich meines Theils denke, daß Männer, die sich jahrelang mit den Plänen und Entwürfen zu solchen Bauten beschäftigen, und die Ausführung des Ganzen übernehmen, der Sache mehr gewachsen sein müssen, als ein Einzelner, der plötzlich und unvorbereitet den ganzen Bauplatz durchstreift, und aus dem Stegereif allerlei Abänderungen und Verbesserungen erfindet.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot

№ 137.

am 16. November 1837.



Dramaturgische Skizzen.

Gastrollen der Mad. Crelinger und ihrer Fräul. Töchter.

7. Donna Diana.

Unter allen jetzt hier gegebenen Vorstellungen der Mad. Crelinger war die Donna Diana die gelungenste. Hier vermißte man nicht die Gluth der Leidenschaft, weil die Rolle keine erfordert, sie zeigte uns das hochmüthige, eigensinnige Weib, dabei aber die Prinzessin von feinem Tone und glatten Sitten. Nur die Toilette war weder geschmackvoll, noch reich. Wenn auch Mad. Crelinger allen unnützen Flitterstaat verschmähen mag, so kann doch keine Kunst der Darstellung einen eleganten Anzug da ersetzen, wo er ein Erforderniß der Rolle ist, und Diana spricht ja selbst, sie wolle zu ihren übrigen Waffen auch die der Toilettenkünste hinzufügen. Würdig neben Mad. Crelinger stand Herr A. Hübsch (Don Cäsar), seine Erscheinung ist schon imposant, sein Spiel leicht und durchdacht, die bekämpfte Gluth brach in den einzelnen Momenten leidenschaftlich durch, der erzwungene Stolz trat männlich und gebieterisch hervor. Die übrigen Rollen wurden höchstens erträglich gegeben. J. S.

8. Kaiser Heinrich der Sechsste.

Am 14. November, als letzte Gastvorstellung der Mad. Crelinger und Frls. Stich: Kaiser Heinrich der Sechsste. Die Raupachschen Dramen, namentlich seine Hohenstaufen, kommen mir vor, wie eine Reihe schöner Häuser mit Spiegelfenstern von farbigem Glase, mit hohen Dächern, künstlich hohl gewölbt, doch drinnen da wohnt — Niemand — Heinrich der Sechsste bewegt sich in den ausgefahrenen Gleisen seiner stehenden Formen, mit gewandter Sprache, in gewandten Röcken, neu bebrämt mit bunter Stickerei. Es ist eigentlich eine idealisirte Historie, eine dramatisirte Weltgeschichte, von einzelnen, oft scharf gezeichneten Charakteren, deren interessante Handlungen aber nicht nach einer Richtung für einen Akt, oder vielmehr abgeschlossenen 5 Akten, streben. Das Ganze ist Exposition, deren zum Culminationspunkte geschürzte Knoten mit dem Alexanderschwerdte der Historie durchgeschlagen wird und die Geschichte ist aus, ohne den Anforderungen der poetischen Gerechtigkeit und der Befriedigung der Schauer, die nach den Schicksalen vieler vorüberschreitenden und spurlos verschwundenen Personen fragten, genügt zu haben. Es müßte nicht übel sein, wenn die Professoren der Geschichte, die Hohenstaufen vom Katheder in einem Semester abspielten. Ohne den großen Talente des Autors, als Dramaturgen zu nahe treten zu wollen, tadeln wir nur die eigensinnige Art und Weise, die Verwebung von Wahrheit und Poesie zu einem Kunstwerke, der einen langen Faden mit vielen ledernen Schleifen und harten Knoten aber nicht zum Knäul gewickelt, und kein in sich gerundetes, abgeschlossenes Ganzes bildet. Die Darstellung war, insofern die Bearbeitung des Stoffes es zuläßt, befriedigend. Die illusorischen Scenen wurden durch die gastirende Meisterin effektreich hervor und emporgehoben. Die Sybilla gehört zu ihren Glanzpartien, oder ist vielmehr von ihr erst zu einer solchen geschaffen. In der Rolle der Irene, die nur da ist, um mit der Würze der Liebe, dem Geschmacke des modernen Publikums zu huldigen, findet das schöne Talent von Frl. Bertha Stich nicht Raum, die freien Fittige, zum Fluge himmelan, zu regen, (oder Himmel anzuregen). Die Kaiserin Fischer gab die Scenen des ehelichen Zwistes mit zu viel Natur, mit zu viel Kunst dagegen die der Majestät. Die Vergiftungsscene ist ein Gradmesser der Künstlerschaft. Es wäre ungerecht hier zwischen ihr und Mad. Crelinger den Alkoholometer in ihre innere Kraft des Spirituellen aufzustellen. Sie war gut aber Mad' C. oder Frl. Bertha, mit ihrer begeisterten und begeisternden Mimik hätte ich doch ein Mal in so einer Scene sehen mögen. Hrn. Grenberg sei um Kaiser Heinrichs Willen sein Potemkin, barbarischen Andenkens, vergeben, namentlich durch die Scene der Vergebung i. e. Vergiftung. Er gab die Rauheit brav und die Hoheit mit Höhe. Herr Pollert schien keine Eigenliebe, d. h. keine Liebe für seine Philipps-Rolle zu haben, weil er in seiner Liebe zu Irenen zu kalt erschien. Seine Theilnahme an ihrem Lebensgeschick war, als ob er nur bedaure, daß sie — den Schnupfen habe. — Der Autor hat zwar die Rolle vernachläßigt, allein man erinnere sich, daß einst Döblin in der Rolle eines Reisigen, der nur einen Brief brachte, applaudirt wurde und dadurch eine Wette gewann. Hr. Hübsch d. J. war ein Richard voll Kraft, nur in den gesteigerten Affecten; verminderte sich die Deutlichkeit seiner Sprache. Die Oekonomie im Kraft-Aufwande ist ein Studium für den denkenden Künstler. Das emirige der Sarazenen und die anderen großen Nullen des Stückes, die die Zahl, aber nicht den Werth vermehrten, wurden im vollen Sinne ausgefüllt. Komisch war nur, daß Alvina masculini und Wilhelm feminini generis und im Volke manches genus communis war, namentlich wo man sich bei dem Abtreten hinter die Coulissen poussirte; und am Schlusse —

> Das ist die alte Geschichte
> Doch bleibt sie ewig neu,
> So oft sie auch immer passiret,
> Bricht sie das Herz entzwei. (Altes Lied.)

Die Gastinnen wurden gerufen. Soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben. Das Werk der Priesterinnen lobte sich mehr als der Segen. Es fiel ein Platzregen, — (obgleich es sonst in den Einsiedeleien des ersten Ranges Platz geregnet hatte), aus den höchsten Regionen von Kränzen mit einem Schneetreiben von ellenlangen Papierflocken, welche den Himmel verdichteten. Hr. Pollert sammelte Lorbeer, Ro-

en und Papierblätter; Mad. Crelinger erhielt einen Lorbeerkranz, als Zuthat zur poetischen Bühne, Frl. Bertha erhielt 2 Kränze. — Mad. Crelinger dankte ebenso passend als bescheiden und — der Vorhang rollte herab und der Wagen mit den Gefeierten nach Bromberg. Möge es auf Glücksrädern sein.

F. O.

Korrespondenz.

Neufahrwasser, den 10. November 1837.

Wir hofften auf einen lebhaften Herbstverkehr, in Hinsicht der Schiffahrt, weil das Frühjahr und selbst der Sommer, troz der Epidemie, nach unseren Wünschen recht lebensfrisch und lebensfroh war, doch wir irrten uns, denn die meisten Schiffe, die hier ihre Rhedereien oder ihren Hafen haben, kehren hierher nur zurück, um sich in den Winter-Ruhestand zu setzen, außer diesen lassen sich, der Conjuncturen wegen, wohl nicht Gäste erwarten, und wie selbst der englische Matrose mit den politischen Händeln seines Vaterlandes bekannt ist, wenn er auch außerdem höchst unwissend ist, bewies ein neulicher Streit in einer Schenke. Seitdem nämlich Hannover von England getrennt ist, haben die Engländer den Schiffen der Hannoveraner den Spottnamen gegeben: der hannöverische Schuh. Dieses Ausdrucks bediente sich denn auch einer der englischen, gegen einen hannöverischen Matrosen, worauf der Letztere dem Ersteren die Antwort, in Begleitung eines derben Schlages in's Gesicht gab: „Du weißt, das ist die hannöverische Faust!" Es wäre dadurch vielleicht zur argen Prügelei gekommen, aber es waren nur zwei Engländer unter mehren Deutschen zugegen; deshalb entfernten sich die Engländer sofort ganz ruhig, nur daß der eine scheidend den Deutschen zurief: „Wir werden Euch wieder einen Napoleon loslassen, denn Ihr werdet zu übermüthig!" Wie geographisch unwissend dagegen der gemeine Engländer ist, zeigte neulich deutlich das Verlangen eines Schiffsjungen. Es war an einem Sonntage Nachmittag, als derselbe einen hiesigen Einwohner auf der Straße dringend bat, ihm doch das königliche Schloß; den Tover und auch mehre andere Dinge zu zeigen, die nur Residenzen angehören. — Ironie! meinen Sie; nein es war sein Ernst und er wurde gewissermaaßen böse, als Jener ihn versicherte, daß es hier dergleichen nicht gebe. Einer unserer Arbeitsleute indeß wußte von dem Umstande zu profitiren. Er fragte den jungen Mann zuvörderst, ob er Geld bei sich hätte, und als dieser ihm mehre Schillinge angab, machte er ihn darauf aufmerksam, daß hier bloß der Tover zu sehen sei — er zeigte ihm das Fort Weichselmünde — in Danzig aber er Alles sehen könne, was er wolle und er würde ihn für die Zehrkosten begleiten. Was der Schlaue dem Fremden dort gezeigt haben mag, weiß ich nicht, doch hörte ich des anderen Tages, daß der Engländer ganz zufrieden gestellt wäre. — Unlängst wurde hier ein auswärtiger Schiffer begraben, an dem sich Houwalds Worte: „der letzte Friedensstifter ist der Tod!" bewahrheiteten. Als er nämlich dem Arzte unrettbar schien, fragte ihn dieser, ob er wegen etwaiger Siegelung seines Eigenthums hier nicht einen treuen Bekannten habe, erwiederte Jener: Ja, mein Bruder ist zufällig hier, aber seit drei Jahren sind wir einander aus dem Wege gegangen. Der Bruder wurde sofort herbeigerufen und sterbend reichte ihm die Hand zur Versöhnung der Hinscheidende. Uebrigens sind Beide anerkannt redliche Männer, nur Mißverständnisse hatten sie getrennt und falscher Stolz ließ keinen den Ersten sein, der dem Andern freundlich entgegen trat. Der Sterbende hatte ein Paar Tage vor dem Krankwerden, von Jemanden einen 50 Thaler-Schein mit dem Versprechen genommen, das Geld dafür 2 Tage darauf einzuzahlen; als der versöhnte Bruder ihm wieder nahe stand, bat er ihn, einen Brief an seine Frau zu erbrechen und den Schein dem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben, denn jetzt würden Brief und Geld dorthin doch unnütz. Ohne diese Weisung würden die 50 Rthlr. für den Leihenden verloren gegangen sein, denn Niemand, außer den Beiden, wußte Etwas davon. — — Ueber den Ihnen in No. 121. mitgetheilten Diebstahl, beim Ballastmeister Bischof, geht hier manches Gerede, und wenn dieses Mal die vox populi vox Dei wäre, so — zur Genesung!

Ihr treuer

Philotas.

Königsberg, den 5. November 1837.

Nach dem Abschiede der Mad. Crelinger ist eine Pause in unseren Kunstvergnügungen eingetreten. Die Musik wird fast alle Räume ausschließlich füllen müssen, die sonst verschiedenen Kunstzweigen gewidmet waren. Das Orchester machte den Anfang mit seinen Winterconcerten. In dem neu dekorirten Saale des Schauspielhauses ertönte zuerst die Ouverture des Don Juan, als Vorspiel einer zu gebenden Todtenfeier Mozarts; neben Beethoven Symphonia croica wurde ein Chor aus Mendelsohn-Bartholdi's neuem Oratorium „Paulus" vorgetragen. Dieses Musikstück, eine Morgenhymne mit Choral, war von der brillantesten Wirkung und ließ die Aufführung des Ganzen sehr erwünschen, das Herr Musikdirektor Sobolevski zu geben beabsichtigt. Eine Soirée musicale von Herrn M. D. Sämann, worin nur dessen eigene Compositionen aufgeführt werden und ein Concert auf dem Fortepiano, von einer hier ausgebildeten jungen Künstlerin, Fräul. Ludovika Rosseau, stehen uns bevor.

R.

Schiffsliste der Danziger Rheede.

Den 13. November.

J. F. Artel, Louise, retour im Hafen.

Den 14. November angekommen.

E. Hammer, Jason, Danzig, Brig, 156 Last, London, Ballast, Rhederei. — G. W. Hammer, Caroline, Danzig, Brig, 155 Lst, London, Ballast, Rhederei. — J. F. Albrecht, Amalie, Danzig, Pink, 220 Lst, London, Ballast, Rhederei. — M. F. Strey, Biene, Colberg, Brig, 214 Lst, London, Ballast, Rhederei.

Wind W. N. W.

Hierzu als Gratis-Beilage:

Zum sechszehnten November 1837.

Jubel-Hymnus

von Julius Sincerus.

Verlag von Fr. Sam. Gerhard. — Verantwortlicher Redakteur: Julius Sincerus.
Gedruckt in der Wedelschen Hofbuchdruckerei.